Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen

Herausgeber: Bund Schweizer Architekten

Band: 86 (1999)

Heft: 1/2: Neues Wohnen I

Artikel: Sublim im Sinne Sempers : die Architekten Wandel, Hoefer und Lorch aus Saarbrücken bauen die neue Synagoge mit Gemeindezentrum in Dresden

Autor: Klemmer, Clemens

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-64556

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sublim im Sinne Sempers

Die Architekten Wandel, Hoefer und Lorch aus Saarbrücken bauen die neue Synagoge mit Gemeindezentrum in Dresden

Martin Wilhelm Oppenheim, Kind jüdischer Eltern und in Dresden lebender Bankier, war ein Mann, der sich für die Baukunst begeistern konnte. Um 1750 war Dresden die fortschrittlichste deutsche Kunstmetropole Deutschlands, die damals just den Blick nach Rom wandte. Der Sinn für die Kunst war in Dresden vorhanden, und die Stadt verhielt sich zur Kultur wie die Blüte zur Pflanze, sodass sich aus der Blüte eine prächtige Frucht entwickelte, die Viktor Klemperer in seinen Erinnerungen so eindrucksvoll beschrieben hat.

Der blutjunge 35-jährige Architekturprofessor an der Dresdener Akademie und Freimaurer Gottfried Semper (1803–1879) erhielt aufgrund der Freundschaft mit Oppenheim den Auftrag von der Jüdischen Gemeinde in Dresden, eine neue Synagoge zu bauen, und damit stand er – wie übrigens alle jungen Baumeister seiner Zeit – vor der Frage, in welchem Stil er die neue Synagoge bauen solle. Die Stilfrage war eigentlich eine Klage über das eigene «Stilchaos», das als Basso continuo das 19. und 20. Jahrhundert durchzog, und sie belegte damit, wie sehr das Chaos eine Vorgeschichte für sich reklamierte, um sich selbst als Zeit-Raum zu verstehen.

Damals, in den Dreissigerjahren des 19. Jahrhunderts, stellte sich somit die Frage, welche Form einer neuen Synagoge zu geben sei. Schliesslich hatte nach 1763 die bürgerliche Kultur den Klassizismus kräftig entwickelt, aber die Tendenz zum stillosen Prunk und zur Sensation gewann mehr und mehr die Oberhand. Das Dilemma sah auch Semper. Er schrieb 13 Jahre später 1851: «Wie grosses Unrecht thut man uns Architekten mit dem Vorwurfe der Armuth an Erfindung, während sich nirgend eine neue weltgeschichtliche, mit Nachdruck und Kraft verfolgte Idee kund giebt. Vorher sorgt für einen neuen Gedanken, dann wollen wir schon den architektonischen Ausdruck dafür finden. Bis dahin begnüge man sich mit dem alten.»

Die Suche bzw. die Lösung dieses Problems war und ist denn auch keineswegs einfach – egal ob der Architekt nun Semper hiess oder X, Y oder Z, denn einen regelrechten Synagogenstil, den man sozusagen mühelos aus den überlieferten bauhistorischen Quellen ziehen konnte, um damit die Bauaufgabe Synagoge zu lösen, den gab und gibt es eben nicht. Wenn vor Semper Synagogen auf europäischem bzw. deutschem Boden errichtet worden sind, dann orientierten sich die Architekten stets am Stil ihrer Zeit und nicht zuletzt an der geografischen Umgebung. Beides ergab erst die jeweilige Form der Synagogen in Europa, die so auf eine immense Formenvielfalt zurückblicken konnten. Während die äussere Gestaltung der Synagogen stets schlicht ausgeführt wurde, betrieb man – wo die finanziellen Möglichkeiten der jüdischem Gemeinden vorhanden waren – die innere Ausgestaltung mit grossem Aufwand. Im 19. Jahrhundert – ruft man sich die Kölner Synagoge in der Glockengasse in Erinnerung – kann man deshalb durchaus schon von einer sehr prächtigen Innenraumgestaltung der Synagoge sprechen.

Natürlich orientierte sich auch der junge Semper, der selbst noch lernte, indem er schrieb und baute, für die Dresdener Synagoge an historischen Vorbildern, soweit sie überliefert und ihm zugänglich waren. Er entschied sich im Grund- und Aufriss für einen monolithischen neoromanischen Stil. So baute er in zweijähriger Bauzeit von 1838 bis 1840 einen wuchtigen Zentralraum, den er mit einer dominierenden Kuppel versah, und schnitt rundbogige und kreisförmige Fenster ohne Rahmung in die massigen Wandflächen ein. Semper hat, so sprechen die Steine unzweideutig, die Synagoge als einen dauerhaften Tempel verstanden. Im Inneren hielt er allerdings den einmal angeschlagenen Ton und Takt der Neoromanik nicht durch. Er entschied sich dafür, den Zentralraum, den eine dreiseitig umlaufende Empore einfasste und gliederte, in einen neo-islamischen Stil einzutauchen. Dabei übersah Semper, dass das Judentum und der jüdische Glaube als Ganzes eigentlich die einzig wahre Rückbindung, sprich Religion, an die Antike war und ist.

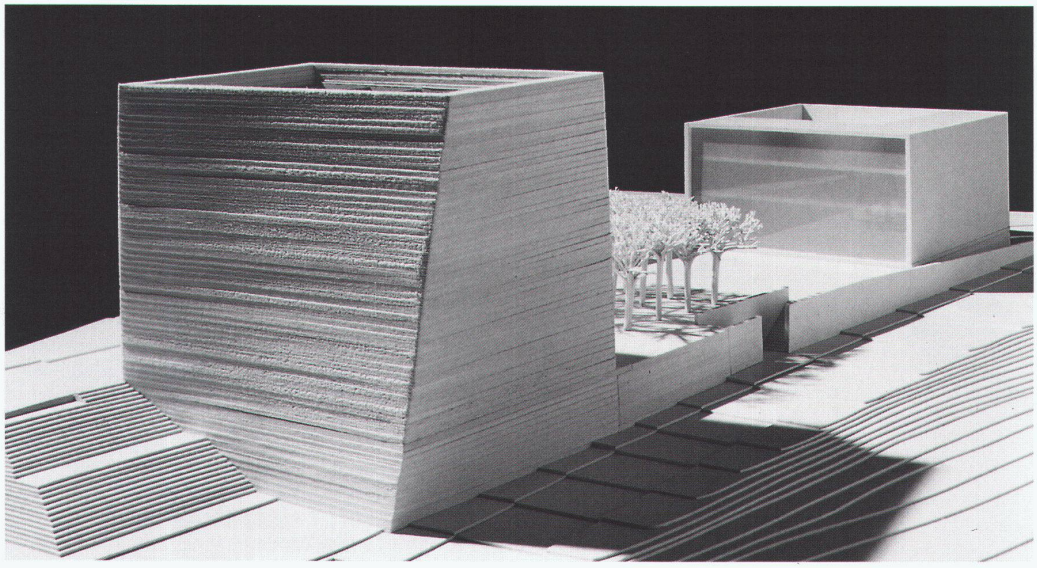
Die Antike schaute noch mit Ironie und Skepsis auf das Ganze. Sie sah nicht die Trennung von innen und aussen, weil sie für sie nicht vorhanden war. Das sich etablierende Christentum schaute auf die Seele, nach innen also, und die grossen Systematiker des 17. Jahrhunderts wie René Descartes dachten mehr, als sie sahen. Das Ganze erschien durch diese teilende Betrachtungsweise ambivalent, sodass es mehr und mehr zerfiel und das, was einst signifikant ins Auge stach, hatte seinen schönen Stachel verloren. So gesehen mussten im 19. Jahrhundert auf einmal die orientalischen Formen im Inneren der Synagoge als Begründung dafür herhalten, dass sich die jüdischen Architekten beim Bau der Synagogen mit Sicherheit für islamische Stilformen entschieden hätten, wenn das Volk Israels nicht aus seinem Ursprungsland vertrieben worden wäre.

Kurz und gut: Nicht mit Griechenland und der antiken insularen Welt, sondern mit dem fremden Orient und seinen exotischen orientalischen Formen verknüpfte man im frühen 19. Jahrhundert das Judentum und damit die massgebende Form für neue Synagogen in Deutschland. Dass die europäische Historiografie das Judentum aus der antiken griechischen Welt ausgeblendet hat, gehört zu ihrer Blindheit. Semper hat es ja schon im Inneren anklingen lassen, sodass seine Epigonen nur noch das Innere nach aussen zu kehren brauchten, und schon hatte man eine neue auffallende Form, die die Klage beendete und die sich von den christlichen, zumeist gotischen Sakralbauten abhob.

Doch zurück nach Dresden. Natürlich ist 1938 in der so genannten «Kristallnacht» auch die von Semper errichtete Synagoge von den Nazis zerstört worden. Wie gross der Exodus tatsächlich war, belegen die nackten Zahlen. Lebten 1933 in Dresden 4675 Juden, so hatten nur 70 von ihnen 1945 die Shoah überlebt. 52 Jahre später lobte im Februar 1997 die Jüdische Gemeinde zu Dresden einen europaweiten Architektenwettbewerb aus, wobei 57 Architekten einen Entwurf einsandten.

Das 3000 m² grosse langrechteckige Grundstück, auf dem die neue Synagoge und das Gemeindezentrum errichtet werden sollen, liegt auf dem ehemaligen Synagogengelände an der nördlichen Grenze der historischen Altstadt von Dresden an den Brühlschen Gärten, die den Auftakt zu dem gleichnamigen Terrassenufer bildet.

Zu den Wettbewerbsteilnehmern gehörte auch der Architekt Professor Alfred Jacoby, Frankfurt am Main, den man aufgrund seiner bisher in Heidelberg, Aachen und Offenbach gebauten Synagogen als Synagogenbaumeister bezeichnen



Wandel Hoefer Lorch: Synagoge Dresden, Modell
Foto: N. Miguletz

kann. Er hat im vergangenen Semester an der Gesamthochschule Kassel ein Entwurfsseminar durchgeführt, das sich mit der Planung der neuen Synagoge in Würzburg befasst – wird doch die Bauaufgabe Synagoge höchst selten an den hiesigen Technischen Hochschulen und Universitäten gestellt. Insofern hat hier Alfred Jacoby einen ausserordentlichen Beitrag zum christlich-jüdischen Dialog geleistet. Hinzu kam, dass die Studenten eine realistische Bauaufgabe zu lösen hatten, wobei das Diözesanbauamt tatkräftig das Seminar mit Rat und Tat unterstützte, denn es plant in der Nachbarschaft der zukünftigen Würzburger Synagoge eine Bibliothek.

Das Preisgericht in Dresden entschied sich allerdings nicht für Professor Alfred Jacoby, sondern vergab zwei erste Preise an die Architekten Livio Vacchini, Schweiz, und Heinz Tesar, der in Wien lebt und arbeitet.

Die Jüdische Gemeinde zu Dresden war hingegen so klug, den Entscheid des Preisgerichts zu überdenken und aufzuheben, getreu der Erkenntnis Goethes: Fehler darf man machen, bauen darf man keinen, denn schliesslich muss die Jüdische Gemeinde mit ihrer neuen Synagoge und dem neuen Gemeindezentrum leben. Also muss diese Entscheidung – so oder so zu bauen – gut be- und überdacht werden. Zumal dann, wenn die Form, die Vacchini in Dresden anbot, sich aus seinen früheren Bauten ableitete, die er im Tessin errichtet hatte. Alle Aussenwände in schmale Scheiben bzw. Pfeiler aufzulösen ist sozusagen Vacchinis Markenzeichen, mit dem er für die Fachwelt wiedererkennbar ist. Für eine profane Sportstätte mag dies beispielsweise angebracht sein. Für eine Synagoge, die das Judentum verkörpern muss, ist es allerdings wenig ratsam, auf ein blosses Markenzeichen zu setzen. Das Judentum ist nach Walther Rathenaus (1867–1922) Erkenntnis «ein Weg, so beschaffen, dass man stets seiner achten muss. Keine Heerstrasse, auf der man bequem dahin rollt, keine Prunkallee für Lustfahrten. Es ist ein Lebensweg, hart ermüdend wie das Leben aller, die sittlich ernst im Bewusstsein der Verantwortlichkeit die Zeit erfüllen, die ihnen vergönnt ist. Wahrlich voller Beschwerden und Mühsal, aber auch von seltsamer Schönheit, so ist unser Weg.» Und genau das, was Rathenau in Worte kleidete, sollten die Architekten beherzigen, wenn sie heute oder morgen eine Synagoge formen.

Die Jüdische Gemeinde zu Dresden hat sich nun entschieden, den dritten Preis, nämlich den Entwurf des Architekturbüros Wandel, Hoefer und Lorch aus Saarbrücken zu bauen. Die drei Architekten teilten den Raumbedarf der Jüdischen Gemeinde in zwei Baukörper auf. Für die Synagoge wurde ein Bedarf von rund 450 m² errechnet. Beim Gemeindezentrum ist man von 370 m² ausgegangen. Auf dem schmalen fingerartigen Baugelände gingen die Architekten von einer einfachen, aber prägnanten Baumassenkonzeption aus, die das schwierige Baugelände sozusagen in den Schatten stellt.

An der Südspitze des Grundstücks, dort wo der vielbefahrene Rathenauplatz und die Akademiestrasse das Grundstück begrenzen, platzierten sie das Gemeindezentrum als einen dreigeschossigen, nahezu quadratischen, flachgedeckten Baukörper. Genau gegenüber, also an der Nordspitze, wird die Synagoge errichtet. Sie liegt damit wieder in den Brühlschen Gärten und an den weltbekannten Terrassen. Beide Baukörper, die durch diese Gestaltung einen hofartigen Raum zwischen sich bilden, werden von einer umlaufenden Mauer eingerahmt. Dadurch entsteht ein in sich geschlossenes Ganzes, das durch einen zweiläufigen Treppenaufgang als Eingangsbereich aufgebrochen wird und zum Betreten einlädt.

Folgerichtig und nur konsequent im Sinne der Baumassenkonzeption erfährt auch der Hof eine Division, sodass das Thema des Entwurfs auch im Aussenraum seine Fortsetzung findet. Denn dort, wo einst die Synagoge von Semper stand, wird diese Fläche, die jetzt ein Teil des Hofraumes bildet, als Leerstelle besonders gekennzeichnet. Genau gegenüber dieser Leerstelle soll nun vor der Synagoge ein kleiner Hain aus 18 Bäumen angepflanzt werden, in dessen Zentrum – nach der Planung – die Mikwe brunnenartig eingelassen wird. So entstehen innerhalb der neuen Synagoge mit dem dazugehörigen Gemeindezentrum Wege und Räume von ganz unterschiedlicher Beschaffenheit.

Diese Beschaffenheit lässt sich denn auch wiederum in der Gestaltung der beiden Baukörper im Aufriss ablesen. Die neue Synagoge erhält einen nahezu quadratischen Grundriss. Dabei haben die drei Architekten den Grundriss der zerstörten Synagoge parallel auf die Mauern ihrer neuen Synagoge verschoben, sodass der synagogale Bau, der fast die doppelte Höhe des Gemeindezentrums annimmt, eine sanfte Drehung im Grund- und Aufriss erfährt und damit ganz sublim an den Vorgängerbau erinnert.

Diese Erinnerung behalten die Architekten auch in Bezug auf den Architekten Semper bei. Für Semper leitete sich die gemauerte Wand aus dem Gewand ab. So wie das farbige textile Gewand den Menschen bekleidet, so sind so gestaltete Wände nichts anderes als eine dreidimensionale Bekleidung, die architektonische Räume bilden. Deshalb sieht Semper die Wurzeln der Architektur im Kunstgewerbe, und die Farbenfreude, die hier am Werke ist, unterstützt seine Polychromie-Theorie der Baukunst. Wandel, Hoefer und Lorch nehmen diese Theorie zum Anlass, die Synagoge mit einem Elbsandstein zu verkleiden. Im Inneren halten sie den Takt der Verschiebung durch. Hier verfallen sie nicht in einen neo-islamischen Stil, sondern sie spannen mit Hilfe von Stangen und Seilen in der neuen Synagoge ein metalltextiles, zeltartiges Netz, das einen eigenständigen Innenraum bildet und ihn höchst sensibel ausleuchtet.

Es erinnert an Abraham, Isaak und Jakob, die Erzväter der israelitischen Stämme. Sichtbarer Ausdruck ihrer Lebensweise waren neben den Herden die Zelte, in denen sie und ihre Familien wohnten. Ausserhalb, im Schatten der ansässigen landbesitzenden Volksgruppen, durften sie an einer Quelle, der sie stets grösstes Lob zollten, ihre in der Form eines umgekehrten Schiffsbodens geformten Zelte aufschlagen. In Kreisen oder Ringen, im Schutz von Dornenhecken standen die mannshohen, nach vorne geöffneten, Gastfreundschaft signalisierenden Zelte beisammen. Die Redensarten «zu seinen Zelten» gehen, um heimzukehren, oder die «Zeltpflöcke ausreissen», um aufzubrechen, blieben auch nach der Sesshaftwerdung im Gebrauch, erinnerte es sie doch an die Nomadenzeit.

Das Zelt in Dresden, das als Rückbindung im profanen wie im sakralen Sinne gleich in mehrfacher Hinsicht an die Ursprünge führt, besteht zudem aus einem Gewebe, das sich aus der Geometrie des Davidsterns zusammensetzt und ganz im Sinne Sempers ein ornamentales Gewand darstellt, das zugleich das antike Bildverbot versinnbildlicht. Im Zentrum des Zeltes steht der Almemor. Dort haben die Architekten eine Öffnung vorgesehen, in die das göttliche Licht ungehindert eindringt und die Stelle kenn- und auszeichnet, wo die Unendlichkeit und Ewigkeit des göttlichen Wortes seinen festen Platz hat. Bleibt zu hoffen, dass die Architekten Wandel, Hoefer und Lorch ihren Entwurf so ausführen können, wie sie ihn formuliert haben. Er ist sublim im Sinne Sempers verfasst sowie zu Ende gedacht und fügt den neuen Kapiteln deutschen Synagogenbaus, die Professor Alfred Jacoby in den vergangenen Jahren mit seinen Bauten geschrieben hat, ein weiteres hinzu.

Clemens Klemmer

Veranstaltungen

Technische Universität München

Die Fachschaft Architektur veranstaltet, in Kooperation mit der Architekturfakultät der Technischen Universität München, eine von StudentInnen initiierte Vortragsreihe zum Thema «Architektur und Ästhetik». Ziel dieser Vortragsreihe ist es, einen Dialog zwischen aktuellen philosophischen und architektonischen Positionen entstehen zu lassen und neue Impulse für zukünftiges architektonisches Denken und Handeln zu vermitteln.

28. Januar 1999: Prof. Dr. Wilhelm Vossenkuhl, München

Architektur und das gute Leben. Über den Zusammenhang ästhetischer und sozialer Werte.

11. Februar 1999: Prof. Luigi Snozzi, Locarno

Kontextuelle Architektur. Ein- und Auswirkungen des «Ortes» auf die Architektur in Bezug auf soziale, gesellschaftliche (politische) Komponenten; gestalterische Verantwortung des Architekten gegenüber dem Ort.

18. Februar 1999: Prof. Günter Zamp Kelp, Berlin

Anmerkungen zum Verhältnis von Raum und Ort. Auseinandersetzung mit den verschiedenen Aspekten der Wahrnehmung im öffentlichen Raum.

25. Februar 1999: Prof. Wolfgang Welsch, Jena

Ästhetischer Wandel in der Informationsgesellschaft im Hinblick auf die zeitgenössische Architektur.

Die Vorträge finden jeweils um 19.00 Uhr im Auditorium Maximum der Technischen Universität München statt.

Institut für Städtebau und Wohnungswesen München

Eine Fachtagung des isw zum Thema «Migration und Stadtplanung» findet am 4. und 5. März im Hörsaal 0606 der Technischen Universität München statt. Mit dieser Fachtagung versucht das Institut